



James Carlos Blake

# Red Grass River

Roman

Aus dem Englischen übersetzt  
von Stefan Lux

**liebeskind**

## PROLOG

### Der Liars Club

Falls sich der Teufel je einen Garten angelegt hat, dann die Everglades. Der größte und gemeinste Sumpf, den Sie je zu sehen bekommen – größer als so mancher Staat der USA. All die Kiefernwälder und das Zwergpalmetto-Gestrüpp, die Zypressensümpfe, das ganze Kletterpflanzengewirr. Doch vor allem ist es ein Fluss, ein Fluss, wie es auf der Erde keinen zweiten gibt. Er ist hundert Kilometer breit, fünfzehn Zentimeter tief und verläuft vom Lake Okeechobee bis zum südlichen Ende des Staates über einem Morast ohne festen Boden. Das Ganze ist mit Binsenschneide, einer Art Sauergras, überwuchert, scharf wie ein Rasiermesser. Zwischen diesem schneidend scharfen Gras gibt es weit und breit nichts außer vereinzelt Hammocks – höher gelegene, mit Laubbäumen und Palmen bewachsene Inseln –, die größtenteils noch kein Mensch je betreten hat. Da draußen wirkt die Welt viel größer, und der Himmel kennt kein Ende. Es heißt, dass es kaum einen anderen Ort gibt, an dem man weiter schauen und dabei weniger sehen kann. Und alles trägt die eine oder andere Schattierung von Grün, außer bei Sonnenaufgang oder schwindendem Tageslicht, wenn dieser große Grasfluss so rot wird, dass man meint, er würde brennen oder aus Blut bestehen.

Nur die Verzweifelten oder die von Gott Verdammten leben dort draußen. In den Everglades gibt es alle möglichen Dinge, die einen schneiden, verbrennen oder mit Juckreiz quälen, die einen stechen, vergiften oder gleich am Stück auffressen können. Es gibt Treibsand und Alligatoren, Panther und Schlangen und Mücken und alle anderen erdenklichen Insekten, die einen in den Wahnsinn treiben können. Im Sommer

10 ist die Luft so heiß und feucht, dass man meint, gekochte Baumwolle einzuatmen. Gott allein weiß, was der faulige Schlick unter der Binsenschneide alles verschluckt hat und nie wieder freigeben wird. In diesem Schlamm finden sich Knochen, die eine Million Jahre alt sind, aber auch welche von letzter Woche. Tierknochen. Menschenknochen. Dort draußen liegen zehntausend Geschichten begraben, die außer dem Teufel niemand kennt.

Ja, eine bessere Bezeichnung als Devil's Garden hätte man solch einem Ort nicht geben können. Selbst auf neuen Karten findet man diesen Namen noch an einem Stück Wildnis östlich von Immokalee. Es waren die ersten Cracker, die den Namen erfunden haben – und so groß die Glades auch heute noch sein mögen, in jenen Tagen waren sie viel größer und dehnten sich fast über die ganze Region beiderseits des Lake Okeechobee aus. Einen Cracker nannte man jemanden, der im Sumpfland aufgewachsen ist und sein täglich Brot vor allem mit der Jagd und dem Fallenstellen verdiente, auch wenn manche versuchten, sich mit ein bisschen mühseligem Ackerbau, ein bisschen Viehzucht oder ein bisschen von allem über Wasser zu halten. Die ersten Cracker, die in Florida auftauchten, kamen aus allen möglichen Ecken des Südens, aber überwiegend aus Georgia. Sie verdanken ihren Namen ihren knallenden Peitschen, mit denen sie ihr Vieh vor sich hertrieben. Manche dieser ledernen Peitschen waren so groß, dass man sie mit beiden Händen festhalten musste. Sie knallten laut wie Gewehrschüsse und waren kilometerweit zu hören.

Keine anderen Weißen kannten den Devil's Garden je so gut wie die Cracker. Und keine anderen Cracker kannten ihn so gut wie die Ashleys.

Heute sind nur noch wenige Cracker übrig, die den Ashleys noch von Angesicht zu Angesicht begegnet sind. Ich meine, wir sind alt, allesamt. Wir sind alt, haben alle unsere Gebrechen und brauchen mindestens einen Stock zum Gehen, manche sogar einen Rollator. Kaum einer von uns Männern kommt ohne Brille aus, mit Gläsern so dick wie Flaschenböden. Kaum einer fragt nicht ständig: »Was?«, wenn jemand mit

ihm spricht, oder kann die Nacht durchschlafen, ohne ein- oder zweimal zum Pissen aufzustehen. Aber fast alle von uns kannten die Ashleys, als wir noch Kinder waren. Zumindest kannten wir sie so gut, dass wir uns auf der Straße grüßten, wenn wir uns trafen. Näher kam man den Ashleys sowieso nicht, wenn man nicht zur Familie gehörte. Sie waren eine stolze Sippe, und man kam nur schwer an sie ran. Aber hin und wieder liefen wir einem von ihnen über den Weg, und natürlich bekamen wir mit, dass ständig über sie geredet wurde.

Während wir aufwuchsen, hörten wir hundert Geschichten über die Ashleys und über John Ashleys Gang und die Verbrechen, die sie begingen. Wir hörten alles über die Feindschaft zwischen John Ashley und Bobby Baker und über den Krieg, den die Ashleys mit den Yankee-Schmugglern führten, die sich auf ihrem Territorium breit machen wollten. Wir hörten ein Dutzend Versionen darüber, was sich an der Sebastian River Bridge zutrug und schließlich zum Ende der Gang führte. Noch *heute* erzählen wir diese Geschichten, wenn wir uns im Park treffen, um unsere alten Knochen in die Sonne zu halten und uns die Zeit mit etwas anderem zu vertreiben als der Frage, ob es irgendwo einen Demokraten gibt, der in der Lage ist, die nächste Wahl zu gewinnen.

Die Sache ist die: Über die Ashley-Gang wurden so lange so viele Geschichten erzählt – und zwar von so vielen Leuten, die die Tatsachen auf die eine oder andere Art verdrehen –, dass man kaum unterscheiden kann, was echte Fakten sind und was nicht. Wahrscheinlich ist es auch gar nicht so wichtig. Jeder weiß, dass die einfachen Tatsachen allein nicht notwendigerweise die Wahrheit erzählen. Manch einer kann den ganzen Tag nur wahre Fakten von sich geben und dabei doch lügen, da muss man sich nur mal für eine Weile in einen Gerichtssaal setzen. Auf der anderen Seite kann eine Geschichte, die hier und da ein wenig großzügig mit den Fakten umgeht, so viel Wahrheit enthalten, wie man sich nur wünschen kann. So jedenfalls sehen wir das.

Unsere erwachsenen Kinder grinsen, zwinkern sich zu und schütteln die Köpfe über unsere Geschichten, und trotzdem

12 gibt es in den Friseurläden, den Cafés und auf den Plätzen vor den Gerichten in jeder Stadt ein paar alte Knacker wie uns. So läuft es nun mal hier unten im Süden. Als wir klein waren, saß eine Gruppe Graubärte auf dem Hauptplatz der Stadt und erzählte Geschichten vom Bürgerkrieg, von den schlechten alten Zeiten der Reconstruction, von den Machenschaften des Klans und so weiter. Jeder nannte diese alten Kerle den Liars Club. Und so nennt man heute auch uns ...

## EINS

Dezember 1911

Der Junge stakte sein Boot durch den gewundenen Kanal in den Binsenschneiden und hörte jetzt neben den Rufen der Vögel in den Laubbäumen auf den Hammocks ein fernes Singen. Er wusste, dass es der Indianer war, der gekommen war, um ihn zu treffen, und dass er betrunken und nicht allein war. Er ließ das Stakholz ruhen und das Boot langsam durch die Binsenschneide gleiten, die ihm über den Kopf ragte, und versuchte, sich einen Plan zurechtzulegen. Sein Vater sagte immer, dass ein betrunkenener Indianer der einfachste Kunde des Tages sein konnte, aber auch der schwierigste, je nachdem, mit welchem Indianer man es zu tun hatte. Der Junge wusste, dass dieser spezielle Indianer zur schwierigen Sorte zählte. Doch wenn er seine Lieferung nicht überbrachte, nur weil man nie wusste, woran man bei einem betrunkenen Indianer war, würde sein Vater ihn auf alle Zeiten als Weichling verspotten. Er spuckte in die Binsenschneide, beugte sich über das Stakholz und schob das Boot wieder voran, wobei er den beruhigenden Druck der Pistole an seinem Rücken spürte, die unter dem lose herabhängenden Hemd in seinem Hosenbund steckte.

Er hieß John Ashley und war achtzehn Jahre alt.

Im Westen zeigten sich am langsam errötenden Himmel orangefarbene Streifen, und rote Wolken umgaben die sinkende Sonne. In südöstlicher Richtung erhob sich eine hohe schwarze Qualmsäule, wo ein Bagger einen Kanal aushob. Der frühwinterliche Tag hatte trocken und beinahe kühl begonnen, doch inzwischen deutete alles auf einen für die Jahreszeit untypischen Regenguss hin. Die Luft war süß vom Geruch des Sumpfwassers und der Vegetation, vom Aroma der reifen Erde

14 des Hammocks unter einem Baldachin aus Magnolien und Weißgummibäumen. Selbst wenn es irgendwo im Umkreis von fünfzig Metern einen erhöhten Aussichtspunkt gegeben hätte, von dem man einen weiten Rundumblick über die Binsenschneide, die vereinzelt Laubwald-Hammocks und Kieferninseln hatte (die einzigen derartigen Punkte waren die Baumwipfel der Hammocks, wo sich zu dieser Stunde die Vögel zu ihrer lärmenden Rast einfanden), so hätte der Beobachter niemals den Kanal oder die Bewegung darauf wahrgenommen. Dafür waren die Binsenschneide zu hoch, der Wasserweg zu schmal und die Bewegungen des Jungen zu geschmeidig. Nur ein Fischadler, der hoch oben seine Kreise zog, war Zeuge seines Fortkommens.

Der Gesang der Indianer verstummte, als der Junge in das schattige grüne Licht unter den Laubbäumen stakte, die Binsenschneide zur Seite wich und das Boot in den natürlichen Ring tieferen, kupferfarbenen Wassers glitt, der den Hammock umgab. Die rastenden Vögel beruhigten sich. Ihre Hinterlassenschaften ließen die Blätter der unteren Äste erzittern, klatschten weißlich zu Boden und erzeugten kleine Wellen im Wasser. Die Luft war vom Quaken der Froschkolonien erfüllt. Der Junge hielt auf ein schräg abfallendes Schlammufer zu, wo jemand den Wurzelbewuchs weggehackt hatte, um eine Anlegestelle zu schaffen.

Er roch die Indianer, bevor er sie in ihren sackartigen weißen Hemden und den schwarzen Filzhüten auf einem kleinen Hügel im Schatten der Bäume sitzen sah. Es waren zwei. Sie saßen mit gekreuzten Beinen, beobachteten ihn und ließen einen Krug hin und her gehen. Am Rand der Anlegestelle war ein einziger langer Einbaum an einer vorstehenden Wurzel angebunden. Nun nahm er neben dem Geruch der Indianer auch den der Otterfelle wahr, die in dem Boot aufgestapelt waren. Die Wasseroberfläche geriet leicht in Bewegung, als ein Schwarm Saiblinge die Flucht vor einem jagenden Barsch ergriff.

Er zog fest an seinem Stakholz, und der Bug schlug gegen den schlammigen Anlegeplatz. Das abrupte Abstoppen rüttelte die Holzkisten im vorderen Teil des Boots durch und brach-



te die darin verpackten Krüge zum Klirren. Der kleinere Indianer grinste breit. Um die Ohren des Jungen herum wüteten Mücken. Ein grauer Schwarm dieser Tiere schwirrte um die Köpfe der Indianer, ohne sich auf deren Haut niederzulassen. Der Junge entdeckte ein Gewehr, das an einem Baumstamm hinter den Indianern lehnte, doch an ihren Gürteln sah er nur Messer.

»Du warst schon aus einer Meile Entfernung zu hören«, sagte der größere Indianer. Seine Stimme klang rau und gurgelnd. »Du warst so laut wie ein scheiß Dampfschiff.«

John Ashley hatte da seine Zweifel. Dieser größere Mann – er hieß DeSoto Tiger und verscherbelte anderen Indianern tiefer in den Glades den Schnaps weiter, den er beim Vater des Jungen kaufte – galt als guter Mann, der seinem Daddy und seinem Onkel glich, beides Seminolen-Häuptlinge in dieser Gegend. John Ashley allerdings kannte ihn als Säufer der bösartigen Sorte und hörte seit Jahren immer wieder schreckliche Geschichten über ihn. Angeblich hatte er seine Ehefrau wegen Untreue totgeschlagen und dem Mann, der ihm Hörner aufgesetzt hatte, den Schwanz abgeschnitten. Außerdem sollte er einen Neger in einem Bach ertränkt haben, weil dieser versucht hatte, seine Fallen zu stehlen. Der Vater des Jungen hatte behauptet, die meisten dieser Geschichten seien Lügen, die DeSoto Tiger selbst erfunden habe, um bei anderen Indianern Angst vor ihm zu schüren. Andere weiße Männer hingegen waren der Ansicht, der große Indianer sei genauso übel wie sein Ruf.

John Ashley hatte ihn bis vor einem Jahr nur vom Sehen gekannt. Damals waren er und sein Vater DeSoto Tiger in Blue's Store am Lake Towhee über den Weg gelaufen, und der Indianer hatte den Jungen gefragt, ob er ihn bei der Jagd nach Alligatorenhäuten in den Okaloosa-Sümpfen begleiten wolle. Den Gewinn würden sie teilen. Er sagte, er brauche einen weißen Partner, um am Handelsdock in New River höhere Preise für die Häute verlangen zu können. Außerdem habe er gehört, der Junge sei beim Häuten so geschickt, dass er einen guten Partner abgeben würde. John Ashley hatte sich zu seinem Vater umgedreht, der so tat, als würde er hoch konzentriert die Wol-

16 ken in der Ferne betrachten. Eigentlich wollte er nicht wirklich mit dem Indianer zusammenarbeiten, andererseits wollte er seinem Vater beweisen, dass er vor DeSoto Tiger keine Angst hatte. Er sagte dem Indianer, er sei einverstanden, solange sie keinen Whiskey mit auf die Jagd nähmen. Sein Daddy hatte gelächelt, ohne in ihre Richtung zu schauen, und DeSoto Tiger hatte gelacht und erklärt, das wäre in Ordnung, bei der Arbeit trinke er sowieso nie.

Mit vier Einbäumen im Schlepptau waren sie Richtung Süden gefahren und hatten während der beiden nächsten Wochen nachts Alligatoren getötet, morgens die Kadaver gehäutet und nachmittags geschlafen. Geredet hatten sie während der ganzen Zeit kaum. Auf drei der Einbäume stapelten sie Häute, den vierten füllten sie mit dem Schwanzfleisch, das sie ohne Weiteres in den Negervierteln der Stadt verkaufen konnten. Auf dem Weg zu den Handelsdocks begegneten sie einem Whiskeyhändler, dem der Indianer eine Literflasche abkaufte. Auf John Ashleys finsternen Blick hin sagte er: »Verdammt, Junge, die Arbeit ist erledigt.«

Bei ihrer Ankunft am Handelsplatz am New River war DeSoto Tiger betrunken. Kaum hatte ihr Boot angelegt, da entdeckte er einen Stammesgenossen namens Henry Little Bear, den er verdächtigte, um die Zuneigung seiner Liebsten zu buhlen. Ein lauter Streit entflammte, Messer kamen ins Spiel, und mehrere Arbeiter mussten den großen Indianer überwältigen und festhalten, bis die Polizei eintraf und ihn ins Gefängnis steckte. Henry Little Bear blutete heftig, als man ihn zum nächsten Arzt brachte. Er hatte eine Schnittwunde im Bauch, der größte Teil seiner Nase fehlte, und eine Seite seines Gesichts war bis auf den Knochen aufgeschlitzt. Wie alle anderen Augenzeugen war John Ashley beeindruckt von DeSoto Tigers spektakulärem Geschick mit dem Messer. Tagelang sprach man an den Docks von nichts anderem als dem Indianerkampf. Der Junge verkaufte die Felle und legte die Hälfte der Einnahmen für den Indianer beiseite.

Weil Henry Little Bear nicht tot, sondern nur verstümmelt war – und weil DeSoto Tigers Vater und Onkel Häuptlinge

des regionalen Seminolenbündnisses und den weißen Behörden oftmals nützlich gewesen waren, wenn es um Indianerthemen ging – und weil es dem Gesetz sowieso relativ egal war, was Indianer einander antaten, solange dabei keine anständigen weißen Bürger zu Schaden kamen, musste DeSoto Tiger nur zehn Tage im County-Gefängnis absitzen. Als der Indianer herauskam, nahm John Ashley dessen Anteil von den Einnahmen für die Häute, traf sich mit ihm in Blue's Store und händigte ihm das Geld aus. DeSoto Tiger starrte erst die Scheine an und dann den Jungen. Sein Blick war hart und vorwurfsvoll. John Ashley fühlte sich beleidigt und erklärte, er könne sich gern bei Mister Williams, der die Häute gekauft hatte, nach dem Preis erkundigen. Der Indianer sagte, er sei nicht so naiv, einen weißen Mann nach der Wahrheit zu fragen. Er spuckte auf den Boden, stopfte das Geld in seine Tasche und stolzierte davon.

Sie sahen sich erst wieder, als der Vater des Jungen ihn vor drei Monaten zu diesem Hammock im Binsenschneidegebiet südöstlich des Lake Okeechobee geschickt hatte. Dabei handelte es sich um eines von mehreren Camps, über die DeSoto Tiger in diesem Gebiet angeblich verfügte. Obwohl John Ashley nur seinem Bruder Bob von dem Vorwurf des Indianers erzählt hatte, schien seinem Vater bewusst, dass die kurze Partnerschaft mit DeSoto Tiger nicht allzu gut geendet hatte. Trotzdem, vielleicht sogar deswegen, schickte er ihn zu dem Indianer. Sein Vater war keiner, der sein Vorgehen erklärte, doch hatte er John Ashley und seinen Brüdern immer wieder eingebläut, dass man nur auf eine Art mit Stieren zurechtkäme, nämlich indem man sie bei den Hörnern packte. Bei dieser ersten Auslieferung hatte der Junge Bedenken gehabt, doch der Indianer hatte sich distanziert gegeben und ihr letztes Zusammenreffen mit keinem Wort erwähnt. Das Geschäft war schnell und ohne irgendwelche Vorfälle über die Bühne gegangen. So war es auch bei jeder Begegnung seitdem gewesen, womit der Junge ganz zufrieden war.

Nun erschien der Indianer zum ersten Mal betrunken zu einem Treffen. John Ashley sah, dass der Krug, aus dem die bei-

18 den Männer tranken, nicht von seinem Vater stammte. Er stieg aus dem Boot, deutete mit dem Kopf auf den Krug in DeSoto Tigers Hand und sagte: »Hoffentlich wollt ihr Jungs nicht zu einem anderen Lieferanten wechseln. Wir würden euch sehr ungern als Abnehmer verlieren.«

DeSoto Tiger starrte den Krug an, als hätte er ihn gerade erst bemerkt. Der andere Indianer lachte und sagte, nein, verdammt, sie wollten nicht wechseln, sie hätten den Krug einfach dort im Unterholz gefunden. Dann sahen die beiden Indianer sich an und lachten. Scheiße, dachte John Ashley, ein betrunkenen Indianer ist schlimm genug, aber ich hab's hier gleich mit zweien zu tun.

»Verdammt, Junge, wir trinken nur den Wyome von deinem Daddy«, sagte der kleinere Indianer und benutzte das indianische Wort für Whiskey. »Jeder weiß, dass Old Joes Zeug das guteste ist.« Der Mann hieß Jimmy Gopher und wurde als Halbblut von den Indianern ebenso verachtet wie von den Weißen. John Ashley kannte ihn als mittelmäßigen Fallensteller und kriecherischen Freund von DeSoto Tiger. »Wir kaufen keinen Schnaps außer dem von deinem Daddy«, sagte Jimmy Gopher. Er stand auf, kam auf das Boot zu, entdeckte die beiden Kisten und grinste.

John Ashley hob die Kisten nacheinander heraus, stellte sie ab und betrachtete DeSoto Tiger, der immer noch im Schneidersitz auf dem Boden hockte. Der Indianer erwiderte seinen Blick für einen langen Moment und zog dann einen Haufen Geldscheine aus seinem Hemd, die er Jimmy Gopher hochreichte, der sie an den Jungen weitergab. Die Scheine waren feucht und hatten den Geruch des Indianers angenommen. John Ashley zählte sie sorgfältig, faltete sie dann ordentlich zusammen und steckte sie in seine Tasche. »Gut«, sagte er und drehte sich zum Boot um. »Bis nächsten Monat dann.«

»Trink noch was mit uns, bevor du zurückfährst«, sagte DeSoto Tiger und erhob sich so schwerelos wie der Rauch eines Feuers. Er überragte den Jungen, der selbst 1,80 m war, um einen ganzen Kopf. Den Filzhut hatte er nach vorn geschoben, sodass seine Augen im Schatten lagen.

»Tut mir leid«, sagte John Ashley. »Aber ich muss los.«

»Hab gehört, du hast einen Haufen Reiherfedern an Burris' Store in Palm Beach verkauft«, sagte der Indianer. »Für gutes Geld.«

John Ashley betrachtete erst ihn, dann Jimmy Gopher und schließlich wieder DeSoto Tiger. »Ja, manchmal verkaufe ich Federn«, sagte er. »Das weiß doch jeder.«

»Hab gehört, du hast die Vögel drüben beim Pahokee Slough erwischt«, sagte DeSoto Tiger. Sein Gesicht verriet keinerlei Anzeichen von Freundlichkeit. »Jeder weiß, dass der Pahokee Slough mein Vogelrevier ist. *Das* weiß jeder.«

Erst jetzt bemerkte John Ashley, dass der Indianer deutlich betrunken war, als er gedacht hatte. Hätte er doch seinen Bruder Bob mitgenommen. Bob bot jedes Mal an, ihn bei den Auslieferungen an Indianer zu begleiten, und John Ashley sagte jedes Mal, nein, das könne er allein erledigen. Und jedes Mal sah ihn sein Daddy dann wohlwollend lächelnd vom Kopf des Esstischs aus an.

»Keiner hat ein Besitzrecht auf eine Vogelkolonie«, sagte er mit einem Grinsen, für das er sich auf der Stelle tadelte. Du hast keine Angst vor diesem Mistkerl, sagte er sich, denk gar nicht erst daran.

Der große Indianer trat einen Schritt auf ihn zu. »Ich frag mich, ob du bei den Federn einen Partner hattest. Und um wie viel Geld du ihn betrogen hast.«

Jimmy Gopher stand an einen Baum gelehnt, grinste und schaute mit glasigem Blick zu. Er hatte einen der Krüge geöffnet, hielt ihn in der Armbeuge und trank.

DeSoto Tiger zog das Messer aus der Scheide am Gürtel und tat so, als würde er es an einem Hemdärmel schärfen. Dabei bedachte er John Ashley mit einem dünnen Lächeln. Kurz blitzte ein Bild von Henry Little Bear vor den Augen des Jungen auf, wie er mit blutiger Kleidung vom Anleger am New River fortgetragen wurde. Er schob seine Hand nach hinten und legte sie um den Pistolengriff.

Der Indianer grinste und trat noch näher. »Was hast du da, Bleichgesicht? Eine Bibel? Eine *Waffe*?« Er machte einen wei-

20 teren Schritt, und John Ashley zog die Pistole, einen Single-Action Colt .44, spannte den Hahn und zielte mit ausgestrecktem Arm auf DeSoto Tigers Brust. »Bleib da stehen«, sagte er.

Er hatte nie zuvor eine geladene Waffe auf einen Menschen gerichtet, aber mehrfach miterlebt, wie andere es taten. Wie ein Mensch erschossen wurde, hatte er zum ersten Mal mit sieben Jahren gesehen, als Porter Longtree seinem Kontrahenten Morris Jones vor der Tür zu Kennison's Store ins Auge geschossen hatte. Seit Langem hatte es zwischen den beiden Männern böses Blut gegeben, und die öffentliche Meinung wurde von John Ashleys Daddy ziemlich treffend zusammengefasst, der erklärte, es hätte gar nicht anders ausgehen können – und dass, egal, wer von den beiden getötet wurde, er es sicher verdient hätte. Seitdem hatte John Ashley noch mehrfach Blutvergießen miterlebt und andere Männer sterben sehen, und er hätte auch keinen Bekannten nennen können, dem es anders ergangen wäre. In diesem Augenblick, in dem er den .44-er auf DeSoto Tiger richtete, war er stolz, dass seine Hand nicht zitterte, auch wenn er den Puls in seiner trockenen Kehle hämmern fühlte.

DeSoto Tiger hob die Hände und sagte: »*Hey hey*, Junge.« Er lachte und sagte: »Merkst du nicht, wenn du auf den Arm genommen wirst?« Er nahm die Hände runter und schüttelte, immer noch grinsend, den Kopf. Dann schaute er hinüber zu Jimmy Gopher, dessen Lächeln matt geworden war. »Der Junge dachte, wir meinen es *ernst*.«

Jimmy Gopher lachte hohl. In seinen Augen stand die Angst.

John Ashley senkte die Waffe, immer noch unsicher.

»Du hast es geglaubt, was?«, fragte der große Indianer. »Hättest dein Gesicht sehen sollen. Mann, du wärst wahrscheinlich in die Luft gegangen, wenn ich *das hier* gemacht hätte.« Der Indianer täuschte einen Angriff mit dem Messer an, und der Junge sprang zurück, verlor auf dem glatten Anlegeplatz den Halt, taumelte bis zu den Knien ins Wasser, fand das Gleichgewicht wieder und richtete die Waffe abermals auf DeSoto Tiger.

»*Ruhig* jetzt«, sagte DeSoto Tiger lachend und hob versöhn-

lich die Hand. »Siehst du, wie wir dich auf den Arm nehmen? Mann, Junge, wir machen bloß *Spaß*. Und du willst doch niemanden erschießen, der nur ein Späßchen macht.« Er trat vor, streckte John Ashley die Hand entgegen und sagte: »Komm aus dem Wasser.«

Der Junge reichte seine freie Hand dem Indianer, und DeSoto Tigers Finger schlossen sich um sein Handgelenk. Jimmy Gopher rief: »Hey, Johnny«, und als er sich in dessen Richtung drehte, brachte ihn der große Mann mit einem Ruck aus der Balance. John Ashley wusste, dass sofort das Messer folgen würde. Er ließ sich zur Seite fallen und spürte, wie die Klinge seinen Hals einritzte. Der Griff des Indianers war eisern, die Klinge holte abermals aus, und dann passierte alles im selben Moment: Der Junge drehte den Kopf zur Seite und presste die Pistole gegen den Indianer, das Messer schnitt durch seine Wange, während er selbst auf den Abzug drückte. DeSoto Tiger grunzte und fiel.

Der Knall der Pistole ließ eine große, flügelschlagende Wolke schreiender weißer Reiher von den Bäumen aufsteigen. John Ashley richtete die Pistole auf den Baum, an dem das Gewehr gelehnt hatte, und sah, dass es sich noch dort befand. Kurz blitzte Jimmy Gophers weißes Hemd auf, als der Indianer tiefer zwischen die Bäume flüchtete.

DeSoto Tiger saß bis zur Brust im Wasser, die Hände auf den Bauch gepresst, und starrte hinunter auf das Blut, das dunkel zur Oberfläche stieg.